

Giovanni Boccaccio

Decamerone: 100 Novellen

Gekürzte Ausgabe



Giovanni Boccaccio

Decamerone: 100 Novellen

Gekürzte Ausgabe



Giovanni Boccaccio

Decamerone: 100 Novellen - Gekürzt

Gekürzte Ausgabe

Dieses Buch präsentiert den Klassiker der Weltliteratur in sorgfältig gekürzter Form. Der Text wurde in modernes Deutsch übertragen, wobei Stil, Ton und Ausdruck des Originals weitgehend beibehalten wurden. Für alle, die einen raschen Zugang zu diesem umfangreichen Klassiker erhalten möchten.

Erste Novelle

Man erzählte von einem gewissen Musciatto Francesi, einem reichen Kaufmann, der in Frankreich ein Edelmann geworden war. Er sollte mit Charles von Sansterre, dem Bruder des Königs von Frankreich, der vom Papst Bonifaz zu sich berufen worden war, in die Toskana ziehen. Da Musciatto, wie es Kaufleuten oft erging, sein Vermögen an vielen Orten untergebracht hatte und es sich nicht rasch verfügbar machen ließ, fasste er den Entschluss, mehreren Personen den Auftrag zu geben, mit seinen Schuldnern abzurechnen. Für fast alles wusste er Rat; nur bei einigen Burgundern, die ihm Geld schuldeten, war er unschlüssig. Er kannte sie als hartnäckige, böswillige und betrügerische Leute und kannte keinen Menschen, den er für listig genug hielt, um sich ihnen entgegenzustellen.

Nach langem Nachdenken erinnerte er sich eines gewissen Ser Ciapperello da Prato, der häufig in seinem Haus in Paris verkehrt hatte. Die Franzosen nannten ihn Ciappelletto, weil er klein von Gestalt, geschniegelt und zierlich war. Seinen wahren Namen kannten nur wenige.

Ser Ciappelletto war Notar, hätte sich jedoch geschämt, wenn unter den wenigen Schriftstücken, die er ausfertigte, auch nur eines echt gewesen wäre. Falsche Urkunden stellte er jederzeit aus, falsches Zeugnis legte er mit Vergnügen ab und da man Eidschwüren großen Glauben schenkte, gewann er jeden Prozess, in dem er als Zeuge auftrat. Er stiftete Streit zwischen Familien und Freunden und freute sich umso mehr, je größeres Unheil daraus entstand. An Verbrechen beteiligte er sich bereitwillig,

hatte selbst Menschen verletzt und getötet, lästerte Gott und die Heiligen, mied die Kirche und verspottete ihre Sakramente. Er hielt sich am liebsten in Kneipen und liederlichen Orten auf, war maßlos im Essen und Trinken, betrügerisch im Spiel und in jeder Hinsicht gewissenlos. Kurz, er galt als einer der größten Bösewichte, die je geboren worden waren.

Als Musciatto sich nun an ihn erinnerte, hielt er ihn gerade wegen seiner Arglist für den richtigen Mann. Er ließ ihn rufen und sagte: „Ciappelletto, ich bin im Begriff, von hier fortzugehen. Unter anderem habe ich mit einigen Burgundern zu tun, die ausgefeimte Betrüger sind. Ich weiß keinen Besseren als dich, um meine Forderungen einzutreiben. Wenn du dich dieser Sache annimmst, will ich dir Geleitsbriefe vom Hofe verschaffen und dir von allem, was du mir einbringst, einen Anteil geben, der dich zufriedenstellen soll.“

Ciappelletto, der gerade mittellos war, willigte ein. Er erhielt Vollmacht und Geleit und reiste nach Burgund, wo ihn kaum jemand kannte. Entgegen seiner Gewohnheit ging er dort mit Sanftmut vor und forderte die Schulden ein. Er wohnte bei zwei florentinischen Brüdern, die auf Wucher liehen und ihn aus Achtung für Musciatto aufnahmen. Dort wurde er krank. Trotz ärztlicher Pflege verschlechterte sich sein Zustand täglich, was die Brüder in große Sorge versetzte. Sie sagten zueinander: „Was sollen wir mit diesem Menschen tun? Stirbt er hier ohne Beichte, wird man ihn nicht kirchlich bestatten. Dann hetzt das Volk gegen uns und wir geraten in größte Gefahr.“

Ciappelletto, der nicht weit von dem Ort lag, wo die beiden Brüder miteinander gesprochen hatten, besaß, wie Kranke oft, ein sehr feines Gehör und hatte alles verstanden. Er ließ sie zu sich rufen und sagte: „Ich möchte nicht, dass ihr

meinetwegen in Verlegenheit geratet oder Schande und Unglück über euch kommt. Ich habe alles gehört, was ihr über mich gesagt habt und ihr habt recht: Es würde so kommen, wie ihr fürchtet, wenn alles seinen gewöhnlichen Lauf nähme. Aber es wird anders ausgehen. Ich habe in meinem Leben so oft gegen Gott gesündigt, dass eine Sünde mehr oder weniger am Rand des Grabes nichts ändert. Bringt mir also nur den frömmsten und besten Pater, den ihr finden könnt und lasst mich gewähren. Ihr werdet sehen, dass ich eure und meine Angelegenheit ordnen werde, wie es sich gehört und dass ihr zufrieden sein sollt.“

Die Brüder setzten zwar wenig Vertrauen in diese Worte, gingen aber dennoch in ein Kloster und baten um einen klugen und frommen Mann, der die Beichte eines lombardischen Kranken hören solle. Man gab ihnen einen alten Ordensbruder mit, der für seinen frommen Wandel, seine Gelehrsamkeit und seine Ehrwürdigkeit bekannt war. Sie führten ihn zu Ciappelletto. Der Geistliche setzte sich an dessen Bett, sprach ihm sanft zu und fragte schließlich, wie lange es her sei, seit er zuletzt gebeichtet habe.

Ciappelletto antwortete: „Mein Vater, es war immer meine Gewohnheit, wenigstens einmal in der Woche zu beichten, oft sogar öfter. Seit meiner Krankheit aber, die nun über acht Tage dauert, habe ich es noch nicht tun können, so sehr hat sie mich geschwächt.“

„Das ist wohlgetan, mein Sohn“, sagte der Pater. „Da du so oft beichtest, werde ich wenig Mühe haben.“

„Sagt das nicht“, entgegnete Ciappelletto. „Ich habe nie so gebeichtet, dass ich mir nicht gewünscht hätte, alle meine Sünden von der Geburt an zu bekennen. Befragt mich daher streng, als hätte ich noch nie gebeichtet und schont

mich nicht wegen meiner Krankheit. Lieber quäle ich meinen Leib, als meiner Seele zu schaden.“

Diese Worte gefielen dem Geistlichen sehr und er begann die Beichte. Er fragte, ob Ciappelletto sich der Wollust schuldig gemacht habe.

Ciappelletto seufzte und sprach: „Ich schäme mich fast, die Wahrheit zu sagen, aus Furcht, mich zu rühmen.“

„Sprecht frei“, erwiderte der Pater.

„So will ich es sagen“, antwortete Ciappelletto. „Ich bin noch so rein, wie ich aus dem Mutterleib gekommen bin.“

Der Pater rief: „Gott segne dich! Wie groß ist dein Verdienst, da es dir freigestanden hätte, anders zu handeln!“

Auf die Frage nach der Schwelgerei antwortete Ciappelletto klagend, er habe selbst beim Fasten bisweilen mit zu großer Lust Wasser getrunken und nach einfacher Speise Gefallen empfunden. Der Pater tröstete ihn, doch Ciappelletto beharrte darauf, dass jede Handlung Gott aus reinem Herzen gefallen müsse. Schließlich fragte der Geistliche weiter, ob er sich des Geizes schuldig gemacht habe.

Ciappelletto erwiderte: „Guter Pater, es täte mir leid, wenn Ihr schlecht von mir dachtet, weil ich hier im Hause dieser Wucherer wohne. Ich habe mit ihrem Gewerbe nichts zu schaffen, sondern halte mich nur bei ihnen auf, um sie zu warnen und von dieser abscheulichen Gewinnsucht abzubringen. Ich glaube sogar, es wäre mir gelungen, hätte Gott mich nicht auf diese Weise heimgesucht. Ich muss Euch jedoch sagen, dass mir mein Vater einst bedeutende Reichtümer hinterließ, von denen ich nach seinem Tod den

größten Teil den Armen gab. Später betrieb ich eine kleine Handlung, um mein Leben zu fristen und den Armen Christi beizustehen. Dabei trachtete ich zwar nach Gewinn, teilte ihn aber stets mit den Armen, indem ich die eine Hälfte für mich behielt und die andere den Bedürftigen gab. Gott hat dieses Verhalten so gesegnet, dass sich meine Umstände von Tag zu Tag besserten.“

„Du hast wohlgetan“, sagte der Pater. „Aber bist du auch dem Zorn verfallen?“

„Ach ja“, antwortete Ciappelletto, „das ist mir oft genug geschehen. Wer könnte sich auch enthalten, wenn er sieht, wie die Menschen täglich Gottes Gebote missachten? Wie oft hätte ich mir lieber den Tod als das Leben gewünscht, wenn ich sah, wie die Jugend dem eitlen Treiben nachläuft, flucht, schwört, die Wirtshäuser besucht und die Kirchen meidet.“

„Das ist frommer Eifer“, sprach der Pater. „Doch hat dich dieser Eifer je zu Gewalttat oder Beleidigung verleitet?“

„Wie könnt Ihr so reden, ehrwürdiger Herr!“, entgegnete Ciappelletto. „Wenn mir je ein solcher Gedanke gekommen wäre, glaubt Ihr, Gott hätte mich so lange leben lassen? Solches ist nur sittenlosen Menschen eigen. Begegneten mir solche, sagte ich stets: Geh hin, Gott bessere dich.“

Der Pater fuhr fort: „Hast du je falsches Zeugnis abgelegt, schlecht von jemand gesprochen oder fremdes Gut an dich genommen?“

„Böses habe ich einmal gesprochen“, sagte Ciappelletto, „über einen Nachbarn, der sein Weib grausam schlug. Aus Mitleid klagte ich ihn bei ihren Verwandten an.“

„Und hast du als Kaufmann nie jemanden übervorteilt?“

„Einmal“, antwortete Ciappelletto, „fand ich vier Groschen zu viel in meinem Kasten. Da ich den Mann nicht wiederfand, gab ich das Geld den Armen.“

„Das war geringfügig“, meinte der Pater.

Als er zur Absolution schreiten wollte, sagte Ciappelletto: „Ich habe noch eine Sünde. Ich ließ einmal am Sonnabendabend fegen.“

„Das ist wenig“, sprach der Pater.

„Nein“, entgegnete Ciappelletto, „der Sonntag ist heilig.“

Er bekannte noch weitere Kleinigkeiten, weinte bitterlich und sagte schließlich: „Es ist mir noch eine Sünde geblieben, die ich nie zu bekennen wagte. Ich fürchte, Gott wird mir nie verzeihen.“

Der Mönch antwortete tröstend: „So groß deine Sünden auch sind, Gottes Barmherzigkeit ist größer. Sprich frei.“

Ciappelletto antwortete unter beständigem Weinen: „Ach, Vater, meine Sünde ist zu groß und ich kann kaum glauben, dass Gott sie mir jemals vergeben wird, wenn Ihr mir nicht mit Eurem Gebet beisteht.“

„Sprich ohne Scheu“, sagte der Pater, „ich verspreche dir, Gott für dich zu bitten.“

Ciappelletto hielt ihn lange mit Tränen hin, seufzte schließlich tief und sprach: „Mein Vater, weil Ihr mir das verspricht, will ich es bekennen. Wisst, dass ich einst, als ich noch ein kleines Kind war, meine Mutter gescholten habe.“

Darauf begann er von Neuem bitterlich zu weinen.

„Scheint dir das eine so große Sünde?“ fragte der Geistliche. „Die Menschen lästern Gott täglich und doch vergibt er ihnen, wenn sie reuig sind. Weine nicht. Wäre einer selbst unter denen gewesen, die Christus ans Kreuz schlugen und bereute so wie du, Gott würde ihm verzeihen.“

Ciappelletto erwiderte: „Ach, mein Vater, was sagt Ihr! Meine Mutter, die mich neun Monate getragen und mich tausendmal an ihren Busen gedrückt hat – wie schlimm war es, sie zu schelten! Die Sünde ist zu groß und ohne Euer Gebet wird sie mir nie vergeben.“

Da der Geistliche nichts Weiteres hörte, erteilte er Ciappelletto die Absolution und segnete ihn. Er hielt ihn für einen überaus heiligen Menschen und glaubte alles, was er gehört hatte. Schließlich sprach er: „Ser Ciappelletto, mit Gottes Hilfe werdet Ihr bald gesund werden. Sollte Gott Euch aber dennoch zu sich rufen, so habt Ihr hoffentlich nichts dagegen, dass man Euch in unserer Kirche bestattet.“

„Ach nein“, antwortete Ciappelletto, „vielmehr möchte ich nirgends lieber ruhen. Ich bitte Euch auch, dass Ihr mir den wahren Leib Christi bringen lasst und mir die letzte Ölung gebt, damit ich, wenn ich schon als Sünder gelebt habe, doch als Christ sterbe.“

Der Pater versprach alles und sorgte dafür, dass es geschah. Die beiden Wirte hatten hinter der Wand alles mitangehört. Zuerst hatten sie Mühe gehabt, das Lachen zu unterdrücken, doch nun sahen sie, dass Ciappelletto Wort hielt und waren beruhigt. Ciappelletto empfing das Abendmahl, dann die letzte Ölung und starb noch am selben Tag nach der Vesper.

Die Wirte benachrichtigten das Kloster. Der Pater ließ die Glocke läuten, versammelte die Mönche und erklärte ihnen, Ciappelletto sei ein heiliger Mann gewesen. Alle glaubten ihm. Am Abend hielten sie eine feierliche Vigilie, am Morgen holten sie den Leichnam ab. Fast die ganze Stadt folgte.

Im Kloster hielt der Pater eine lange Predigt. Er rühmte Ciappellettos Fasten, Keuschheit, Unschuld und Einfalt und erzählte, wie gering seine größte gebeichtete Sünde gewesen sei. Da rief er den Zuhörern zu: „Und ihr, von Gott Verworfenen, lästert Gott und alle Heiligen um eines jeden Strohhalms willen!“

Das Volk glaubte ihm vollkommen. Nach dem Gottesdienst drängten sich alle, küssten Hände und Füße des Toten und rissen Stücke aus seinen Kleidern. Man ließ den Sarg offenstehen, später wurde er ehrenvoll beigesetzt. Schon am nächsten Tag pilgerten die Menschen zu ihm, legten Gelübde ab und opferten Wachsbilder. So groß wurde der Ruf seiner Heiligkeit, dass man ihn Sankt Ciappelletto nannte und fest glaubte, Gott bewirke durch ihn viele Wunder.

Zweite Novelle

Wie man erzählte, lebte einst in Paris ein reicher Kaufmann namens Jeannot de Sévigny. Er war ein rechtschaffener Mann und führte einen großen Tuchhandel. In enger Freundschaft lebte er mit einem ebenso reichen Juden namens Abraham, der ebenfalls als ehrlich und zuverlässig galt. Je öfter Jeannot die Redlichkeit und Klugheit seines Freundes betrachtete, desto mehr betrückte es ihn, dass die Seele eines so guten Mannes nach christlichem Verständnis wegen mangelnden Glaubens verloren gehen sollte. Deshalb begann er, Abraham beharrlich zu bitten, sich zur christlichen Wahrheit zu bekennen.

Abraham entgegnete jedoch, er halte keine Lehre außer der jüdischen für wahr oder gut; in dieser wolle er leben und sterben und nichts könne ihn davon abbringen. Jeannot ließ dennoch nicht nach. Er griff das Thema wieder auf und versuchte mit schlichten, kaufmännischen Gründen zu beweisen, weshalb das Christentum der jüdischen Religion überlegen sei. Obwohl Abraham im mosaischen Gesetz sehr bewandert war, begannen Jeannots Worte ihn zu bewegen. Dennoch blieb er zunächst standhaft.

Schließlich sagte Abraham: „Höre, Jeannot. Du wünschst sehnlich, dass ich Christ werde. Ich bin nicht abgeneigt, doch will ich zuerst nach Rom reisen. Ich will den Papst sehen und den Lebenswandel der Kardinäle prüfen. Finden sich ihre Werke so, wie du mir Eure Religion schilderst, so werde ich tun, was du verlangst; finde ich es anders, so bleibe ich Jude.“

Jeannot erschrak innerlich und sprach: „Lieber Freund, warum willst du dir die Mühe und die Gefahren einer solchen Reise aufladen? Glaubst du nicht, hier ebenso gute Lehrer zu finden? Stelle dir die Prälaten in Rom so fromm wie die hiesigen vor, ja noch frommer.“

Abraham antwortete ruhig: „Ich bin fest entschlossen zu reisen.“

Jeannot sah ein, dass er ihn nicht umstimmen konnte und sagte nur:

„So reise glücklich.“

Abraham zog nach Rom und wurde dort ehrenvoll empfangen. Heimlich beobachtete er Papst, Kardinäle und Prälaten. Bald erkannte er, dass sie von Wollust, Maßlosigkeit und Geldgier beherrscht wurden. Geistliche Ämter, Seelen und Pfründen wurden offen gekauft und verkauft und schwere Vergehen mit schönen Namen bemäntelt, als ließe sich Gott durch Worte täuschen.

All dies und noch manches andere missfiel dem Juden zutiefst. Er meinte, genug gesehen zu haben, entschloss sich zur Rückreise und kam nach Paris zurück. Jeannot eilte sofort zu ihm, freute sich über das Wiedersehen. Nach einigen Tagen fragte er ihn, wie er den Papst und den Hof gefunden habe.

„Böse habe ich sie gefunden“, antwortete der Jude hastig, „und Gott vergelte es ihnen! Dort gibt es keine Frömmigkeit, sondern nur Wollust, Geiz, Betrug, Hochmut und noch Schlimmeres. Rom erschien mir eher als eine Werkstatt teuflischer Dinge. Eure Hirten scheinen die christliche Religion zugrunde richten zu wollen. Da sie sich aber trotz allem immer weiter ausbreitet und reiner wird, muss der Heilige Geist selbst ihr Grund sein. Darum will

ich nun Christ werden. Komm mit mir in die Kirche und lass mich taufen.“

Jeannot war außer sich vor Freude. Er führte ihn in die Kirche. Dort wurde Abraham getauft, Jeannot stand ihm Pate und gab ihm den Namen Jean. Danach ließ er ihn gründlich unterweisen und Jean führte fortan ein frommes und vorbildliches Leben.

Dritte Novelle

Saladin war eines Tages in großer Geldnot. Kriege hatten seinen Schatz erschöpft und er brauchte dringend eine beträchtliche Summe. Da erinnerte er sich an einen reichen Juden namens Melchisedech, der in Alexandria Geld verlieh. Saladin wusste jedoch, dass dieser Mann so geizig war, dass er freiwillig nichts hergeben würde und offene Gewalt wollte er nicht anwenden. So sann er auf eine List, um ihn gefügig zu machen.

Er ließ Melchisedech zu sich rufen und sprach: „Trefflicher Mann, man hat mir gesagt, du seist weise und in geistlichen Dingen erfahren. Sage mir daher, welche Lehre du für die wahrhafteste hältst: die jüdische, die sarazenische oder die christliche.“

Melchisedech erkannte sofort die Gefahr. Er wusste, dass jede eindeutige Antwort ihm schaden konnte. Ohne zu zögern, antwortete er: „Mein Herr, um Euch zu sagen, wie ich darüber denke, erlaubt mir, Euch zuvor eine kleine Geschichte zu erzählen.“

Er berichtete von einem kostbaren Ring, der von Vater zu Sohn vererbt wurde und den rechtmäßigen Erben bestimmte. Als ein Vater drei gleich geliebte Söhne hatte, ließ er zwei täuschend echte Nachbildungen anfertigen und gab jedem Sohn heimlich einen Ring. Nach seinem Tod konnte niemand mehr erkennen, welcher der echte sei und die Frage des wahren Erben blieb ungelöst.

„Ebenso“, schloss Melchisedech, „verhält es sich mit den drei Religionen. Jede glaubt, die wahre zu besitzen, doch welche es wirklich ist, bleibt offen.“

Saladin war beeindruckt. Er gab seine List auf, gestand Melchisedech offen seine Not und bat ihn um Hilfe. Der Jude lieh ihm bereitwillig die benötigte Summe. Saladin zahlte sie später zurück, beschenkte ihn reichlich und hielt ihn fortan in großer Ehre als Freund an seinem Hof.

Vierte Novelle

In der Lunigiana, nicht weit von Florenz, stand einst ein Kloster, das früher reicher an Mönchen und an Heiligkeit gewesen war als zu jener Zeit. Unter den Brüdern lebte ein junger Mönch von großer Kraft, den weder Fasten noch Nachtwachen schwächten. Eines Nachmittags, während die übrigen Mönche schliefen, wandelte er außerhalb der Klostermauern. Dabei erblickte er ein sehr hübsches junges Mädchen, vermutlich die Tochter eines Landmannes, das Kräuter sammelte. Kaum hatte er sie gesehen, als ihn heftige Begierde ergriff. Er sprach sie an, verstand es geschickt, ihre Gunst zu gewinnen und führte sie unbemerkt in seine Zelle.

Von Begierde fortgerissen, vergaß er jedoch jede Vorsicht und lachte und flüsterte zu laut mit ihr. Der Abt, der eben aus seinem Mittagsschlaf erwacht war, hörte beim Vorübergehen das Kichern, schlich zur Tür und erkannte, dass sich eine Frau in der Zelle befand. Schon wollte er eingreifen, besann sich aber und ging in sein Zimmer, um den Mönch später zur Rede zu stellen.

Der Mönch hatte den Abt bemerkt und wusste, dass ihm eine schwere Strafe drohte. Er fasste rasch einen Plan und sagte zum Mädchen: „Ich will hinausgehen. Bleib hier, bis ich wieder da bin.“

Dann verließ er die Zelle, verschloss sie und übergab dem Abt den Schlüssel mit den Worten: „Hochwürdiger Herr, ich gehe mit Eurer Erlaubnis in den Wald, um Holz heimzubringen.“

Der Abt nahm erfreut den Schlüssel. Er beschloss, zunächst allein zu prüfen, wer das Mädchen sei und öffnete bald darauf selbst die Zelle. Das Mädchen begann vor Angst zu weinen. Doch der Abt, der ihre Schönheit bemerkte, fühlte dieselbe Versuchung wie zuvor der junge Mönch. Er dachte bei sich, niemand werde von der Sache erfahren. Er beruhigte das Mädchen und bald gab sie seinem Begehren nach.

Der Mönch hatte sich versteckt und alles beobachtet. Nachdem der Abt gegangen war, rief er den Mönch zu sich, tadelte ihn streng und kündigte Gefängnis an. Da antwortete der Mönch ruhig: „Hochwürdiger Herr, Ihr habt mich noch nicht gelehrt, dass wir Mönche die Bürde der Weiber ebenso tragen müssen wie Fasten und Nachtwachen. Jetzt aber, da Ihr mir selbst das Beispiel gegeben habt, verspreche ich, künftig nach Eurem Vorbild zu handeln, wenn Ihr mir diesmal verzeiht.“

Der Abt erkannte, dass der Mönch alles durchschaut hatte, schämte sich seines eigenen Vergehens und verzichtete auf Strafe. Er sagte:

„Schweige darüber.“

Dann ließen sie das Mädchen heimlich gehen, doch wohl nicht für immer.

Fünfte Novelle

Der Marquis von Montferrat, ein tapferer Ritter, befand sich auf einem Kreuzzug. Am Hof des französischen Königs Philipp wurde viel von seiner Tapferkeit gesprochen und ein Ritter bemerkte, es gebe unter dem Himmel kein vollkommeneres Paar als den Marquis und seine Gemahlin: jener überrage alle Männer an ritterlichen Tugenden, diese alle Frauen an Schönheit und Liebenswürdigkeit. Diese Worte machten auf den König einen so starken Eindruck, dass er sich, ohne die Marquise je gesehen zu haben, heftig in sie verliebte.

Er beschloss daher, sich in Genua einzuschiffen und während der Abwesenheit des Marquis, einen Besuch bei der Dame zu machen. Er schickte sein Gefolge voraus und reiste selbst mit wenigen Begleitern. Als er sich dem Gebiet des Marquis näherte, ließ er der Marquise ankündigen, sie solle ihn am folgenden Tag zur Mahlzeit erwarten. Sie antwortete höflich, es sei ihr eine Ehre, den König zu empfangen, durchschaute jedoch sofort den Grund seines Besuches. Dennoch bereitete sie alles mit Klugheit vor, beriet sich mit ehrbaren Männern und behielt die Anordnung des Essens allein in der Hand. Sie ließ so viele Hühner zusammentragen, wie sie bekommen konnte und befahl, ausschließlich diese in verschiedenster Weise zuzubereiten. Der König wurde feierlich empfangen und fand die Marquise noch schöner und würdevoller, als er sie sich vorgestellt hatte. Beim Mahl bemerkte er jedoch verwundert, dass alle Speisen aus Hühnerfleisch

bestanden. Schließlich fragte er lächelnd, ob es in dieser Gegend nur Hühner und keine Hähne gebe.

Die Marquise antwortete ruhig: „Nein, Sire, aber die Weiber sind hier ebenso beschaffen wie anderswo, auch wenn sie sich durch Rang und Kleidung unterscheiden.“

Der König verstand den Sinn dieser Worte sofort. Er erkannte, dass er bei einer solchen Frau nichts erreichen konnte und hielt es für klüger, seine Leidenschaft zu unterdrücken. Ohne weitere Andeutungen zu machen, dankte er für die gastliche Aufnahme, verabschiedete sich ehrerbietig und setzte seine Reise fort.

Sechste Novelle

In Florenz war einst ein Bruder der Minoriten Inquisitor. Er gab sich fromm und eifrig im Glauben, verstand es aber ebenso gut, reiche Leute aufzuspüren. So geriet ihm ein wohlhabender, jedoch einfältiger Mann in die Hände. Dieser hatte einst in fröhlicher Runde gesagt, er besitze einen Wein, den Christus selbst trinken würde. Das wurde dem Inquisitor gemeldet, der sofort einen Prozess anstrebte, weniger aus Glaubenseifer als aus Geldgier.

Der Mann gestand. Der Inquisitor fuhr ihn an: „So willst du Christus zu einem Säufer machen? Du hast den Scheiterhaufen verdient!“

Der Angeklagte erschrak so sehr, dass er durch Vermittler eine große Summe spendete. Diese wirkte Wunder: Aus dem Scheiterhaufen wurde ein Kreuz und als Buße musste der Mann täglich die Messe hören und sich mittags beim Inquisitor melden.

Eines Morgens hörte er im Evangelium die Worte: „Es wird euch alles hundertfältig vergolten werden.“ Diese prägte er sich ein. Als er mittags erschien, fragte der Inquisitor: „Hast du die Messe gehört?“

„Ja, Hochwürdiger.“

„Hast du etwas Zweifelhaftes gehört?“

„Nein“, antwortete der Mann, „aber mir ist um Euch und Eure Brüder bange.“

„Warum?“

„Weil im Evangelium steht: ‚Es wird euch alles hundertfältig vergolten werden.‘ Ich sehe täglich, wie viele Kessel mit Spülwasser von Eurer Tafel an die Armen gehen. Wenn Ihr jeden hundertfach zurückbekommt, müsst Ihr darin ertrinken.“

Die Tischgäste lachten. Der Inquisitor aber wurde bleich vor Zorn, schickte den Mann fort und befahl ihm, nie mehr zurückzukehren

Siebte Novelle

Herr Cane della Scala galt weithin als einer der vornehmsten und freigiebigsten Herren Italiens seit der Zeit Kaiser Friedrichs II. Einst hatte er in Verona ein überaus prächtiges Fest veranstaltet, zu dem Gäste aus allen Gegenden und von hohem Rang herbeiströmten. Plötzlich jedoch besann er sich anders, ließ für die Anwesenden zwar noch sorgen, entließ sie aber bald darauf wieder. Nur Bergamino, ein Mann von außerordentlicher Beredsamkeit und Geistesschärfe, blieb zurück, ohne Abschied oder Gabe zu erhalten. Er hoffte dennoch, man werde ihn später nicht vergessen.

Herr Cane jedoch hielt alles, was er Bergamino hätte zukommen lassen können, für verschwendet. Er ließ ihm nichts ausrichten und sagte ihm auch selbst kein Wort. Bergamino hatte inzwischen mit Gefolge und Pferden sein Geld verbraucht. Dennoch hielt er es für unschicklich, einfach abzureisen. Er hatte drei kostbare Kleider bei sich, Geschenke anderer Herren. Zuerst gab er eines davon seinem Wirt, dann auch das zweite, um weiter bleiben zu können. Schließlich verkaufte er auch das dritte, entschlossen, erst dann abzureisen, wenn nichts mehr übrig wäre.

Eines Tages saß Bergamino, inzwischen sichtbar bedrückt, Herrn Cane bei Tisch gegenüber. Dieser fragte ihn spöttisch: „Bergamino, was fehlt dir? Du siehst so niedergeschlagen aus. Sage uns doch etwas.“

Ohne zu zögern begann Bergamino zu erzählen: „Ihr wisst, mein Herr, dass Primasseau ein berühmter Dichter und Gelehrter war. Einst hörte er in Paris vom Abt von Bligny, dessen Gastfreundschaft man in höchsten Tönen rühmte. Neugierig machte er sich auf den Weg, nahm drei Brote mit und kam noch vor Mittag an. Er sah reich gedeckte Tafeln und dachte: ‚Wahrlich, der Abt ist so gastfrei, wie man sagt.‘

Als jedoch der Abt ihn in ärmlicher Kleidung sah, dachte er bei sich: ‚Sieh da, wem ich das Meinige zu verzehren gebe!‘ und zog sich zurück. Primasseau begann inzwischen, sein eigenes Brot zu essen. Der Abt ließ nachsehen und sagte: ‚Wenn er eigenes Brot hat, mag er es essen, von dem meinigen soll er nichts bekommen.‘

So verzehrte Primasseau Brot um Brot. Endlich dachte der Abt: ‚Welch ein Geiz hat mich heute befallen? Dieser Mensch muss von Bedeutung sein, da mich sein Anblick so bewegt.‘ Als er erfuhr, dass es Primasseau sei, schämte er sich und ließ ihn herrlich bewirten, kleiden und beschenken.“

Als Bergamino geendet hatte, verstand Herr Cane den Sinn der Erzählung und sagte lächelnd: „Bergamino, du hast meine Knickerei klar genug gezeigt. Ich will sie mit demselben Stock vertreiben, den du mir gereicht hast.“

Er ließ den Wirt bezahlen, gab Bergamino seine drei Kleider zurück, beschenkte ihn reich, gab ihm ein Reitpferd und stellte es ihm frei, zu bleiben oder zu reisen.

Achte Novelle

Vor langer Zeit lebte in Genua ein überaus reicher Mann namens Ermino de' Grimaldi. An Vermögen übertraf er alle anderen Bürger, an Geiz jedoch ebenso. Er half niemandem, kleidete sich armselig und lebte äußerst kärglich, nur um kein Geld auszugeben. Daher nannte man ihn allgemein nicht mehr Grimaldi, sondern Ermino Avarizia.

Eines Tages kam ein angesehener Hofmann nach Genua, Guglielmo Borsiere genannt, ein Mann von feinen Sitten und klugen Reden, der von allen Edlen gern gesehen wurde. Als er vom ungeheuren Geiz Erminos hörte, wurde er neugierig und suchte ihn auf.

Ermino hatte ebenfalls von Guglielmos Ruf gehört und empfing ihn ungewöhnlich freundlich. Er unterhielt sich lange mit ihm und führte ihn schließlich in ein neues, prächtiges Haus, das er hatte bauen lassen. Nachdem er ihm alles gezeigt hatte, fragte er: „Guglielmo, Ihr habt viel gesehen und gehört. Könnt Ihr mir etwas nennen, das man noch nie gesehen hat, damit ich es hier malen lasse?“

Guglielmo antwortete ruhig: „Mein Herr, etwas völlig Ungesehenes wüsste ich kaum zu nennen. Doch kann ich Euch etwas nennen, das Ihr selbst, wie ich glaube, noch nie gesehen habt.“

„Und was wäre das?“ fragte Ermino.

Guglielmo erwiderte: „Lasst die Leutseligkeit malen.“

Diese Worte trafen Ermino so tief, dass er sich schämte. Er sagte: „Herr Guglielmo, ich will sie so malen lassen, dass mir niemand mehr vorwerfen kann, ich hätte sie nie gekannt.“

Von diesem Tag an änderte Ermino sein Leben völlig. Er wurde freigebig, freundlich und gastfreundlich und nahm Fremde wie Einheimische mit größerer Großmut auf als jeder andere in Genua.

und man pries Gualtieris Weisheit. Nach einiger Zeit brachte Griselda eine Tochter zur Welt.

Da fasste Gualtieri den grausamen Entschluss, die Geduld seiner Frau zu prüfen. Er sagte ihr, seine Leute seien wegen ihrer Herkunft unzufrieden und murrten über das Kind. Griselda antwortete ohne Klage: „Mein Herr, verfare mit mir, wie es deiner Ehre und Ruhe dient. Ich bin mit allem zufrieden.“

Kurz darauf schickte er einen Diener, der ihr das Kind abforderte. Griselda erkannte, was man verlangte, küsste das Kind, segnete es und sagte: „Hier ist es. Tue, was dein Herr befiehlt, nur überlasse es nicht den Tieren.“ Das Kind wurde heimlich zu Verwandten nach Bologna gebracht.

Später gebar Griselda einen Sohn. Auch dieses Mal quälte Gualtieri sie mit harten Worten und drohte, sie zu verstoßen. Griselda blieb standhaft und sagte nur: „Mein Herr, denke allein an dein Wohl. Nichts ist mir teurer, als dich glücklich zu sehen.“

Nach einigen Tagen ließ Gualtieri auch den Sohn auf dieselbe Weise von Griselda abfordern wie zuvor die Tochter. Er schickte auch dieses Kind heimlich nach Bologna und ließ die Mutter im Glauben, es sei getötet worden. Griselda zeigte weder in Worten noch in ihrem Betragen einen anderen Schmerz als zuvor. Gualtieri verwunderte sich darüber zutiefst und musste sich eingestehen, dass kein anderes Weib eine solche Standhaftigkeit besäße. Er wusste, wie zärtlich sie ihre Kinder geliebt hatte, solange er es duldete und erkannte nun, dass ihr Verhalten aus Klugheit und völliger Ergebung entsprang.

Die Untertanen glaubten, er habe beide Kinder umbringen lassen und hielten ihn für grausam. Griselda bedauerten sie sehr. Sie selbst aber sagte nur, sie nehme alles geduldig hin, was derjenige wolle, dem sie ihr Leben verdanke.

Nach vielen Jahren beschloss Gualtieri, sie einer letzten und härtesten Prüfung zu unterwerfen. Er ließ verbreiten, er bereue es, sie geheiratet zu haben und wolle sich vom Papst die Erlaubnis holen, sie zu verstoßen und eine andere Frau zu nehmen. Als Griselda davon hörte, erkannte sie, dass sie bald zu ihrem Vater zurückkehren müsse. Der Gedanke schmerzte sie sehr, doch nahm sie sich vor, alles wie zuvor geduldig zu tragen.

Bald darauf ließ Gualtieri angebliche Briefe aus Rom vorzeigen und rief Griselda vor eine große Versammlung. Er sprach: „Griselda, ich habe die Erlaubnis erhalten, dich zu entlassen und eine andere zu heiraten. Du sollst mit der Morgengabe, die du mir brachtest, in das Haus deines Vaters zurückkehren.“

Griselda hielt ihre Tränen zurück und antwortete: „Gnädiger Herr, ich habe stets gewusst, dass meine Herkunft Eurem Stand nicht entspricht. Alles, was ich besaß, war nur Euer Geschenk. Ihr fordert es zurück und ich gebe es Euch gern. Hier ist der Ring. Da Ihr mich nackt genommen habt, will ich auch nackt gehen. Nur bitte ich Euch, mir ein einziges Hemd zu lassen.“

Gualtieri sagte hart: „So nimm denn ein Hemd mit.“

Alle Anwesenden baten um Erbarmen, doch vergeblich. Griselda verließ barfuß und im Hemd den Palast und ging unter Tränen des Volkes zum Hause ihres Vaters zurück. Giannucolo gab ihr die alten Kleider wieder und sie lebte dort wie früher in Demut.

Kurz darauf ließ Gualtieri große Hochzeitsvorbereitungen treffen und rief Griselda erneut zu sich. Er sagte: „Ich will meine neue Braut heimführen. Du sollst alles im Hause ordnen, die Frauen einladen und sie empfangen, als wärest du die Herrin. Danach kannst du wieder gehen.“

Obgleich jedes Wort Griselda wie ein Stich ins Herz traf, sprach sie doch ruhig: „Mein Herr, ich bin willig und bereit.“ In ihrer groben Kleidung kehrte sie in den Palast zurück, den sie kurz zuvor im bloßen Hemde verlassen hatte. Sie fegte die Zimmer, ließ Teppiche und Decken ausbreiten, bestellte die Küche und verrichtete jeden Dienst wie die geringste Magd. Sie ruhte nicht, bis alles für die Hochzeit vorbereitet war. Am Tage der Vermählung empfing sie die eingeladenen Edelfrauen mit edlem Anstand und heiterem Gesicht, obwohl sie armselig gekleidet war.

Gualtieri hatte inzwischen seine beiden Kinder, die bei seiner Base in Bologna erzogen worden waren, nach Saluzzo kommen lassen. Das Mädchen war nun zwölf Jahre alt und sehr schön, der Knabe sechs Jahre. Unter dem Vorwand, die Tochter eines Grafen von Panago als neue Braut heimzuführen, ließ er sie mit großem Gefolge erscheinen, ohne jemandem die Wahrheit zu offenbaren.

Als die Gäste versammelt waren, begrüßte Griselda die vermeintliche Braut ehrerbietig als ihre Gebieterin. Viele bedauerten, dass sie in so ärmlicher Kleidung erscheinen musste. Während des Mahles lobte Griselda die junge Dame und ihren Bruder eifrig. Gualtieri sah, dass nichts ihre Fassung erschütterte und beschloss, ihr Leiden zu beenden. Er rief sie vor allen Gästen zu sich und fragte lächelnd: „Was denkst du von meiner Braut, Griselda?“

Sie antwortete: „Gnädiger Herr, ich denke alles Gute von ihr. Ich bitte Euch nur, ihr nicht so viel Leid zuzufügen wie mir.“

Da setzte Gualtieri sie neben sich und sprach: „Griselda, es ist Zeit, dass du den Lohn deiner Geduld empfängst. Alles, was ich tat, geschah mit Bedacht. Ich wollte dich prüfen und lehren und meine Leute sollten dich schätzen lernen. Umarme nun mit Freuden die, welche du für meine Braut hältst und ihren Bruder, als deine eigenen Kinder.“

Darauf offenbarte er, dass es ihre verlorenen Kinder seien und sprach: „Ich bin dein Gemahl, der dich mehr liebt als alles in der Welt.“ Griselda umarmte weinend ihre Kinder und viele Anwesende erkannten ihren Irrtum. Die Frauen kleideten sie neu ein und führten sie als Herrin zurück in den Saal. Große Freude erfüllte alle und viele Tage wurde gefeiert. Man lobte Griselda über alles, auch wenn man die Härte der Prüfungen beklagte. Gualtieri ehrte später auch Griseldas Vater und sorgte dafür, dass er sein Alter in Würde verbringen konnte.